

Übersetzen

Januar-März 2005 • 39. Jahrgang • Nr. 1

Sigrid Vagt

Zwischen Heimischem und Fremdem

Einführung zu einem Workshop
in Wolfenbüttel 2004

Unser Wolfenbüttel-Vorbereitungsteam hat sich einen Workshop zum Thema »Fremde Einflüsse in der deutschen Sprache« gewünscht. Es hat uns aber gleichzeitig verordnet, die Diskussion auf das weniger emotional besetzte Terrain der Gallizismen zu verlagern. Das war sehr klug, denn wenn wir das Verhältnis von Fremdem und Heimischem nicht am Beispiel des Reizthemas Angloamerikanismen unter die Lupe nehmen, sondern uns aus der etwas anderen Perspektive der Verwendung von Gallizismen oder Romanismen damit beschäftigen, können wir die Vorgänge beim Kontakt zwischen Sprachen auch einmal aus historischer Distanz und deshalb etwas cooler betrachten. Gallizismen sind ja heute für die Allgemeinheit gar kein Thema mehr, Angloamerikanismen dafür umso mehr. Und nur weil wir aus romanischen Sprachen übersetzen, sind wir noch lange nicht auf der sicheren Seite. Denn »auf der sicheren Seite« – auch das ist schon wieder ein Anglizismus, und wir wissen und merken es vielleicht nicht einmal. Wir sollten aber wissen, was wir tun, und gerade als Übersetzer bei diesem sehr komplexen und unübersichtlichen Thema auch ein bißchen besser durchblicken als die normalen Sprachbenutzer.

Die Befürchtung, wir würden durch immer neue Wellen von Wörtern und Wendungen aus dem amerikanischen Englisch überflutet, überschwemmt und was dergleichen Feuchtigkeitsmetaphern mehr sind, ist rein quantitativ unbegründet. Ich habe zum Beispiel in meinen einleitenden Sätzen 3 englische Wörter gebraucht (Team, Workshop, cool), aber 13 Fremdwörter aus anderen Sprachen, und zwar 8 Latinismen (Diskussion, emotional, Angloamerikanismen, Romanismen, Gallizismen, Perspektive, Kontakt, Distanz), 3 Gräzismen (Thema, historisch, Praxis) und 1 Gallizismus (Terrain), wobei Lehnübersetzungen wie Einfluß (lat. *influxus*) oder Lehnwörter wie Lupe (frz. *loupe*) nicht mitgezählt sind. Statistische Untersuchungen des heutigen deutschen Wortschatzes ergeben ein ähnliches Zahlenverhältnis. Dabei hat das Gräkolateinische nicht nur historisch mit Abstand die meisten Spuren im Deutschen hinterlassen.

Auch heute noch ist die weitaus größte Zahl neuer Fremdwörter dem sogenannten Eurolatein zuzurechnen, auch wenn diese neogräkolateinischen Wörter natürlich häufig über das Englische ins Deutsche gelangen. Die eigentlichen Anglizismen machen nur 22% der neugebildeten Fremdwörter aus. Rein statistisch gesehen kann also von einer Anglizisierung des Deutschen keine Rede sein, die meisten Wörter fremdsprachiger Herkunft stammen nach wie vor aus dem Gräkolateinischen.

Das ist ja auch kein Wunder, denn schließlich lebten die Deutschen jahrhundertlang in einer deutsch-lateinischen Zweisprachigkeit. Bis zum 17. Jahrhundert gab es keine einheitliche deutsche Hoch- und Schriftsprache, sondern nur eine Vielzahl deutscher Mundarten. Die Sprache der Kirche und der Wissenschaft, das Medium des Unterrichts in Schule und Universität war Latein. Erst Ende des 17. Jahrhunderts wurden zum erstenmal mehr Bücher auf deutsch als auf lateinisch veröffentlicht. Noch Leibniz (gestorben 1716) hat bekanntlich fast alle seine Werke auf Latein oder Französisch geschrieben.

Die Vorherrschaft des Lateinischen wurde allerdings nicht durch die Vereinheitlichung und Standardisierung des Deutschen im 17./18. Jahrhundert gebrochen oder zurückgedrängt, sondern durch eine neue Vorherrschaft abgelöst, nämlich durch die des Französischen. Einen sehr intensiven Einfluß des Französischen auf das Deutsche hatte es ja bereits im 12./13. Jahrhundert gegeben. Damals hatte die hochentwickelte französische Gesellschaft – besonders das Rittertum mit seinen höfischen Sitten, seiner Kleidung, seiner Ausrüstung – und die von ihr hervorgebrachte Literatur in den deutschen Ländern eine große Anziehung ausgeübt. Die mittelhochdeutschen Dichtungen übernahmen sehr viele neue Wörter und Begriffe aus ihren altfranzösischen Vorlagen: Abenteuer, Harnisch, Rubin, Soldat, Tanzen, Turnier; es gab Lehnprägungen aus deutschem Wortmaterial nach französischem Vorbild: Ritter (*chevalier*), höfisch (*courtois*), Hof (*cour*); Wortbildungselemente wie die Verb-Endung -ieren wurden übernommen; die Anrede wechselte vom »du« zum »Ihr«.

Im 17. Jahrhundert beginnt eine zweite Phase des sehr intensiven Kontakts mit der französischen Sprache, sie erreicht ihren Höhepunkt im 18. Jahrhundert. Während der Regierungszeit Ludwig XIV. wurden internationale Abmachungen immer häufiger auf Französisch statt auf Latein abgefaßt, und damit wurde das Französische als Diplomatensprache üblich. Im Adel und an vielen Fürstenhöfen sprach man nur noch Französisch. (Voltaire stellte in Potsdam fest: »L'allemand est pour les soldats et les chevaux.« Friedrich der Große führte Ende des 18. Jahrhunderts Französisch als Sprache an der Berliner Akademie der Wissenschaften ein). Die französische Lebensweise fand begeisterte Nachahmung, nicht nur beim Adel, sondern auch in großen Teilen des Bürgertums, und führte zum viel kritisierten und bespöttelten A-la-mode-Wesen, der affektierten Nachäffung alles Französischen, einschließlich der Sprache. Es entstanden mitunter eigentümliche Mischsprachen, ein Deutsch, das mit lauter französischen Ausdrücken gespickt war, weit mehr als das heutige Deutsch mit Anglizismen.

Die deutsche Sprache ist, auch als sie noch gar nicht so hoch entwickelt war, daran nicht zugrunde gegangen. Viele dieser französischen Wörter benutzen wir bis heu-

te, auch zahlreiche Wörter aus dem Italienischen, Spanischen und anderen Sprachen haben ja Eingang ins Deutsche gefunden.

Aber warum stört sich heute niemand an der »Pizza«, am »Döner« oder am »Cordon bleu«, während manche einen »Big Mac« oder einen »Doppelwhopper« nicht einmal verbal in den Mund nehmen möchten? Warum bringen die Deutschen für ihre Zunge vergleichsweise schwierige Wörter wie »Croissant« willig über die Lippen und bemühen sich sogar um korrekte Aussprache von »Zucchini« oder »Radicchio«, indem sie beflissen noch einige Zischlaute hineinzuquetschen? Warum gehe ich in Berlin vielleicht zum Multikulti-Karneval der Kulturen in Kreuzberg, mache aber einen großen Bogen um das Global-City-Straßenfest auf dem Kudamm? Gut, beim Arzt möchte man schon gern wissen, an welcher Krankheit man denn – auf deutsch gesagt – leidet. Doch Ärger und heftige Emotionen kommen ja vor allem dann ins Spiel, wenn wir bei der Bahn oder im Kaufhaus keine Auskunft oder Information mehr finden, sondern statt dessen einen Service-Point, wenn wir ohne oder auch mit Englischkenntnissen unsere Telefonrechnung nicht mehr lesen können, oder wenn wir nach dem Absturz unseres Computers die letzten Seiten noch einmal übersetzen müssen, weil es uns nicht gelingt, die Datei zu restaurieren, waren wir doch immer der Meinung, für die Kunst des Restaurierens seien die Polen zuständig. Während die einen »just for fun« »mailen«, »chatten«, »surfen«, »skaten«, »mountainbiken«, »Fitness« und »Wellness« pflegen, heben andere warnend den Zeigefinger: Vorsicht Anglizismus!, wenn jemand »einmal mehr« »nicht wirklich« sagt.

Was also ist das Reizvolle, Schicke, Verführerische, was das Schlimme, Verwerfliche oder Gefährliche an Wörtern und Wendungen, die aus dem Englischen, genauer gesagt aus dem amerikanischen Englisch kommen?

Daß ein so starker Sprachwandel, wie wir ihn zur Zeit erleben, heftige Debatten auslöst, ist normal. Wie aber der Blick gerade in unsere Geschichte zeigt, kann eine Sprache nicht nur unendlich viele fremde Wörter aufnehmen und auch wieder abstoßen, sondern sie kann auch lange Zeiten der Vorherrschaft einer anderen Sprache überleben. Allerdings geschieht das nicht naturwüchsig und nicht automatisch.

Die Dominanz des Lateinischen und dann des Französischen löste als Gegenreaktion vielfältige Bemühungen um die deutsche Sprache aus. Dabei ging es den Sprachreinigern, Grammatikern und Wörterbuchverfassern im 17./18. Jahrhundert nicht um puristische Abwehr alles Fremden, sondern um die Schaffung einer vereinheitlichten, für alle verständlichen eigenständigen deutschen Hoch- und Schriftsprache, die nicht besser sein sollte als andere Sprachen, aber doch genauso gut und so ausdrucksfähig wie zum Beispiel das bewunderte Französisch. Leute wie Schottelius (der Kopf der 1617 nach dem Vorbild der italienischen Accademia della crusca gegründeten »Fruchtbringenden Gesellschaft«), Gottsched und Adelung im 18. Jahrhundert oder Campe um die Wende zum 19. Jahrhundert fixierten Normen für Grammatik, Stil und Wortschatz und legten Verdeutschungsvorschläge für Fremdwörter vor. Adelung empfahl zum Beispiel die Ersetzung lateinischer Partizipalkonstruktionen durch deutsche Nebensätze.

Bemerkenswert ist, daß ihnen die Schaffung einer eigenständigen deutschen Sprache ja durchaus gelungen ist. Weniger erfolgreich war dagegen der Versuch, die fremden Wörter zu verdeutschen. Von den 11 000 Wörtern, die Johann Heinrich Campe 1801 als Verdeutschungen vorschlug, sind nur 200 in die deutsche Spra-

che eingegangen. Zwei Drittel dieser fremden Wörter (überwiegend Gallizismen) sind immer noch lebendig, das andere Drittel verschwand vor allem deshalb, weil man die Wörter nicht mehr brauchte. Und wo das Fremdwort neben dem verdeutschten Wort weiter benutzt wurde, drücken beide heute oft unterschiedliche Bedeutungsnuancen aus, so daß die deutsche Sprache dadurch differenziert und bereichert wurde. Beispiel: Möbel/Hausrat, Absurdität/Widersinn, Quartier/Viertel.

Doch es gab natürlich auch die puristische deutsch-tümelnde bis nationalistische Abwehr alles Fremden, die Ende des 19. Jahrhunderts in der Gründung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins kulminierte (ihr militantester Vertreter war Eduard Engel: *Sprich Deutsch! Ein Buch zur Entwelschung*, 2. Aufl. 1911; *Entwelschung. Verdeutschungsbuch für Amt, Schule, Haus und Leben*, 1918.) »Fremdwort« war ein Kampfbegriff der Puristen, also ein ideologischer Begriff. Ausdruck patriotischer, antinapoleonischer, später (während der deutsch-französischen Kriege, besonders nach 1871) generell antifranzösischer Gesinnung.

Die Puristen empfinden Fremdwörter nicht mehr als Bereicherung, sondern als Gefährdung der eigenen Sprache und Kultur. Sie neigen dazu, die eigene Sprache als ein naturgegebenes ahistorisches System zu betrachten, das angeblich durch Überfremdung gefährdet wird. Auch die eigene Identität sehen sie dadurch gefährdet:

Mit dem immer wachsenden Einfluß englischen Wesens mehren sich neuerdings in bedenklicher Weise die aus dem Englischen stammenden Fremdwörter. Auch in dieser Spracherscheinung treten die alten Erbfehler des deutschen Volkes wieder hervor: Überschätzung des Fremden, Mangel an Selbstgefühl, Mißachtung der eigenen Sprache. (Hermann Dunger, *Engländerei in der deutschen Sprache*, 1899)

Die Abwehr des Fremden geht oft mit Verachtung der fremden Sprache als Ausdruck fremder Wesensart einher. Das Französische gilt dann als »doppelsinnige Trugsprache, die die ganze Französische Natur mit ihrer Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit zum Ausdruck bringt.« (Radloff 1814). Die vermeintliche Härte und Uneleganz der germanischen Sprachen wird neu interpretiert als Klarheit und Aufrichtigkeit.

Als die Puristen im 20. Jahrhundert glaubten, mit den Nazis sei ihre Stunde gekommen, stießen sie bei denen übrigens auf wenig Gegenliebe und handelten sich von Hitler und Goebbels nur scharfe Rügen ein. 1940 ordnete der Reichsminister für Erziehung an, daß die forcierte Verdeutschung aufzuhören habe.

Die einzigen offiziellen staatlichen Verdeutschungsaktionen fanden im 19. Jahrhundert statt: im Militärwesen, bei der Bahn und bei der Post. 1874 ließ der Generalpostmeister 760 französische Wörter durch deutsche ersetzen. Heute gehen Bahn und Post den umgekehrten Weg.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zog man sich auf die Beschreibung sprachlicher Erscheinungen zurück und verzichtete auf normative Bewertung. Deuschtümelei und Nationalismus entsprachen nicht mehr dem Zeitgeist. Die Ansicht »so wie man über fremde Wörter spricht, spricht man auch über fremde Menschen« wurde nun eher im fremdenfreundlichen Sinn verstanden. Und wir haben alle den Satz von Adorno im Ohr: »Die Fremdwörter sind die Juden der Sprache.«

Wenn es aber heute um das Phänomen der Anglizismen geht, merken wir, daß Adornos Satz nicht mehr so recht paßt. Und es stellt sich die Frage: Gibt es zwischen der Verwendung fremdsprachiger Elemente in früheren

Zeiten und dem Gebrauch von Angloamerikanismen heute nicht wesentliche Unterschiede?

Wie Fremdwörter es eh und je getan haben, bezeichnen auch die heutigen Anglizismen oft neue Dinge, Einrichtungen, Konzepte, Entwicklungen und Verhaltensweisen. Sie sind außerdem kurz und praktisch, manchmal auch witzig. Andererseits versteht man sie oft nicht, weil man die dahinterstehenden Dinge nicht kennt, oder man betrachtet diese mit Skepsis oder Ablehnung oder einfach mit Unwillen, weil sie zum Umdenken und Lernen zwingen. Begeisterung und Ärger darüber beziehen sich dann oft mehr auf diese Dinge und Erscheinungen als auf die Wörter. Es geht weniger um die sprachlichen Formen an sich als um ihren semantischen Mehrwert, denn der entspricht dem sozialsymbolischen Mehrwert des Handelns oder Verhaltens, auf das die Wörter verweisen. Angloamerikanismen sollen Modernität, Lockerheit, Jugendlichkeit, Kompetenz, Professionalität signalisieren. Sie können auch Ausdruck von Profitstreben oder Imponiergehabe sein.

Kritik am Sprachgebrauch wird dann zur Kultur- und Gesellschaftskritik. Das war auch schon zur Zeit des *Ala-mode-Wesens* so. Man kritisierte die Verwendung modischer Gallizismen, meinte aber die enge Orientierung führender gesellschaftlicher Kreise an französischer Kultur und Lebensart. Etwa wenn ein zeitgenössischer Sprachkritiker beschreibt, wie er mit den modernen Kavalieren bei Tisch sitzt und die Aufforderung hört, das Geflügel solle »trenchiert« werden. Er kennt das Wort nicht, »aber ich sahe doch endlich nichts, als daß es zerschnitten und zerlegt wurde.« Es geht aber gerade nicht nur um das einfache Zerlegen, sondern um den repräsentativen Akt zur Vorbereitung des schicklichen Verzehrs. Die Kritik richtet sich also gegen die Überhöhung einer alltäglichen Handlung im Sinne der Selbstinszenierung einer höfischen Kultur.

Ein Beispiel aus der Gegenwart für diese Form des ideologischen Fremdwortdiskurses: Die Arbeitsgemeinschaft »Sprache in der Politik« stellte während des Irakkrieges einen *Aufruf zur Sprachdemo* ins Internet, in dem sie vor allem die Medien und die Politiker dazu aufforderte, aus Protest gegen die Politik der US-Regierung wieder vermehrt Gallizismen statt Anglizismen zu benutzen. Also alles nicht neu.

Doch anders als heute war der Gebrauch fremder Sprachen in früheren Zeiten mit Bildung und gehobenem gesellschaftlichem Status verbunden. Heute werden fremde Wörter und Strukturen nicht mehr in erster Linie im direkten Sprachkontakt übernommen, sondern über die Medien verbreitet, über Fernsehen, Rundfunk, Zeitungen, über synchronisierte Filme, Werbung, Produktverpackungen, Gebrauchsanleitungen. Die Benutzung der heutigen Anglizismen markiert nicht mehr vertikale Unterschiede in der gesellschaftlichen Hierarchie, sondern horizontale, kulturelle Unterschiede. Sie fraktionalisieren die Gesellschaft in verschiedene Gruppen oder Szenen, dienen zur Unterscheidung von jeweiligen Insidern und Outsidern. Die sprachliche Form selbst wird zum Gegenstand ästhetischer Aufmerksamkeit, ästhetischen Konsums, zur Ware, sprachliche Innovation wird in der Werbung, in den Medien teuer bezahlt. Wir haben es also heute mit einem Phänomen der Populärkultur zu tun.

Problematisch ist nicht die absolute Zahl fremder Wörter und Wendungen im Deutschen – eine Sprache kann nie genug Wörter haben –, wohl aber ihre Häufung in bestimmten Bereichen wie Werbung, Wirtschaft, Politik, Medien, Kommunikationstechnologie, Sport,

Jugendsprache. In dieser konzentrierten Verwendung von Anglizismen sehen manche Sprachbeobachter (P. Eisenberg, G. Stickel) die Gefahr eines »Domänenverlusts« (die Gefahr, daß in bestimmten Sach- oder Lebensbereichen das Deutsche partiell oder gänzlich zugunsten des Englischen aufgegeben wird): Wirtschaft, Wissenschaft (Naturwissenschaften, Medizin), Unterhaltungsmusik. Ein solcher Domänenverlust würde dazu führen, daß zum Beispiel wissenschaftliche Entwicklungen und Erkenntnisse auf die Dauer nicht mehr in deutscher Sprache ausgedrückt werden können, weil die entsprechenden deutschen Wörter und Begriffe dafür gar nicht mehr geprägt und entwickelt werden.

Eine andere Gefahr sieht Dieter E. Zimmer. Er befürchtet, daß der Tiefencode der deutschen Sprache beschädigt wird. Sprachkompetenz setzt voraus, daß man sich im Regelsystem einer Sprache sicher bewegt. Nur dann können fremde Elemente wirklich in die eigene Sprache integriert werden (phonetisch, morphologisch, grammatikalisch etc.) Die große Zahl unassimilierter englischer Wörter und Wendungen erzwingt aber einen ständigen Wechsel zwischen den Codes beider Sprachen, oft sogar innerhalb eines Satzes oder eines Wortes. Das führt zu Interferenzen zwischen dem Deutschen und dem Englischen. (Beispiel: die restaurierte Datei). Die Bedeutungen werden aufgeweicht, unscharf, der Zugriff auf die Wörter, auf die Strukturen wird unsicher und ungenau. Um ein englisches Wort in einen deutschen Satz zu integrieren, müßte es sich flektieren lassen: Das Leben ist easy, aber ein easyes Leben? Noch schwieriger wird es bei Verben wie zum Beispiel *to back up*: ich habe die Datei gebackupt, upgebackt? Durch diese Unsicherheiten wird der Code der eigenen Sprache beschädigt, und damit verliert sie die Fähigkeit, Fremdes zu assimilieren. Besonders groß ist diese Gefahr, so Zimmer, wenn ein solcher ständiger Code-Wechsel in der Entwicklungsphase geschieht, wenn die Sprache noch nicht gefestigt ist, also bei Jugendlichen, die sich ja gerade viel in Bereichen bewegen, wie zum Beispiel den virtuellen Welten, in denen sie diesem ständigen Code-Wechsel zwischen Deutsch und Englisch sehr stark ausgesetzt sind. Als Folge befürchtet Zimmer eine Pidginisierung (Vermischung zweier gesprochener Sprachen auf einfachstem Niveau). So stand zum Beispiel kürzlich vor der Tür meiner Nachbarin ein Karton mit der Aufschrift: Mini Anlage mit vertikaler CD-Player.

Fazit: In Deutschland wird ja im Unterschied zu anderen Ländern gern zur Schau getragen, daß man weiß, wie ein fremdes Wort »richtig« auszusprechen ist und wie seine Formen gebildet werden. Aber gerade damit verweigert man ihm die Aufnahme in die eigene Sprache, und es bleibt ein Fremdkörper. Es ist also nichts zu sagen gegen vermeintliche Verballhornungen wie »Fritten«, auch wenn wir das schwer über die Lippen oder die Tasten bringen. Wenn Jugendliche heute »abchillen«, dann geht zwar möglicherweise das schöne deutsche Wort »abhängen« verloren, aber ein neues als Bezeichnung einer bestimmten Form des Ausruhens und Entspannens wird geschaffen und der eigenen Sprache einverleibt, indem ein englischer Stamm mit deutschem Präfix und deutscher Verb-Endung ausgestattet und irgendwann vielleicht auch noch der deutschen Orthographie angepaßt wird. Das wäre also keineswegs barbarisch oder ignorant, sondern ein Ausdruck lebendigen Sprachgefühls.

Auch für uns stellt sich ja die Frage, ob nicht unser Gefühl für den deutschen Sprachcode darunter leidet, wenn wir beim Übersetzen ständig dem Code der frem-

den Sprache ausgesetzt und zu fortwährendem Code-Wechsel gezwungen sind.

Die Frage ist also nicht: Darf man Anglizismen, Gallizismen etc. benutzen? Natürlich darf man. Aber wir als Übersetzer sollten wissen, was wir tun, wann, wie, wozu wir sie einsetzen, wir sollten die Absichten und Funktionen bei ihrer Verwendung erkennen und die verschiedenen Sprachcodes sicher unterscheiden können.

Lassen wir zum Beispiel einen französischen Jugendlichen in der deutschen Übersetzung so viele Anglizismen benutzen, wie ein gleichaltriger Deutscher es vielleicht täte, oder versuchen wir aus sprachpädagogischen oder aus Gründen der Originaltreue eine anglizismen-freiere Jugendsprache zu verwenden?

Übersetzen wir *opéra interplanétaire* als *Space opera* oder als *Weltraumoper*?

Benutzen wir Scheinanglizismen wie Handy oder lieber ein keimfreies Wort wie Mobiltelefon?

Übernehmen wir amerikanische Sprachregelungen, die in deutschen Medien mitgemacht werden, wie die Lehnübersetzung »Luftschläge« im Kosovokrieg, wenn

das französische Original nicht zwischen Luftschlägen und Luftangriffen unterscheidet? Die Diskussion ist eröffnet.

Literatur:

Dieter E. Zimmer, »Neuenglodeutsch. Über die Pidginisierung der Sprache«, in: *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*, 1997

Theodor W. Adorno, »Wörter aus der Fremde«, in: *Noten zur Literatur II*, 1961, *Minima moralia*, Zweiter Teil (72), 1945

Institut für deutsche Sprache, *Jahrbuch 2000: Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel*, hg. v. Gerhard Stickel, 2001 [Den zahlreichen, teils sehr anregenden Aufsätzen in diesem Band zu unterschiedlichen Aspekten des Themas habe ich viele meiner Beispiele und Zitate entnommen.]

Rudolf E. Keller, *Die deutsche Sprache und ihre historische Entwicklung*, deutsch v. K.-H. Mulagk, 1995

„sitz-bath“

Um das Jahr 1700 klagte der deutsche Schriftsteller Marperger in einem Buch über das Reisen in fremde Länder, die Deutschen zeichneten sich durch die „üble Gewohnheit“ aus, unter sich selbst „fast kein Teutsches Wort“ mehr zu sprechen und alle fremden Sprachen förmlich anzubeten. Nach der Rückkehr von ihren Auslandsreisen trieben sie eine wahre „Zeuberey mit der Frantzösischen und Italiaenischen Sprach“.

Solche Jeremiaden haben die Jahrhunderte überdauert und bisweilen seltsame Blüten getrieben. Philipp v. Zesen mit seiner „Deutschgesinnten Genossenschaft“ wollte damals so gut deutsch gewordene Wörter wie „Natur“ in „Zeugemutter“, „Kloster“ in „Jungfernzwiner“ und „Fenster“ in „Tageleuchter“ umbenennen. Er hatte kein Glück damit. Die Sprachreinerer meinen auch heute, daß keine Sprache der Welt sich mit so vielen Fremdwörtern geschmückt habe wie die deutsche. Wenn nun umgekehrt neugierige Sprachfreunde fragen, ob denn das Deutsche seinerseits auch in fremde Sprachen eingedrungen sei, ist das mehr als verständlich.

Bei Maupassant gibt es eine Erzählung „Ober, ein Bock!“ Dieses „Bock“ steht auch im französischen Text. Ebenso verzeichnen es das Englische und das Amerikanische. Man kann drüben auch „schnaps“ und „kuemel“ bestellen und eine „pretzel“, einen „hamburger“ oder „wurst“ dazu verzehren.

Als Sprache der Musik gilt in aller Welt das Italienische. Doch die Angelsachsen haben einen „kapellmeister“, ein „singspiel“, ein „glockenspiel“, „lieder“ und das „leitmotiv“ Richard Wagners.

Auch die Wissenschaftler des Auslands haben deutsche Wörter aufgegriffen, die Geologen und Mineralogen zum Beispiel „Stinkstein“, das zu „stinkstone“ wurde, oder bunter Sandstein, der sich zu „bunter“ verkürzte. Auch „lehm“, „loess“ und „kupferschiefer“ gehören zum englischen Wortschatz. Der deutsche Physiker Helmholtz hat das Wort „Oberton“ geprägt, aus dem im Englischen „overtone“ wurde. Desgleichen findet man in angelsächsischen Wörterbüchern „anlage“ im Sinne von Erbanlage. Wenn die ausländische Presse über einen „krach“ berichtet, meint sie einen Bankkrach. Andere, ins Angelsächsische übernommene Worte, von denen übrigens viele aus der Psychoanalyse stammen, sind „angst“, „weltschmerz“, „abreaktion“, „weltanschauung“, „gemütlich“ und „kitsch“. Der

„Sprachdienst“ der Gesellschaft für Deutsche Sprache (Bibliographisches Institut, Mannheim) bemerkt dazu, es sei auffällig, daß nur wenige Wörter in deutscher Schreibweise übernommen würden. Die meisten Begriffe würden dem fremden Idiom angepaßt und verlören dadurch die Merkmale des Fremdwortes. Dazu gehören unter vielen anderen Ausdrücken house-mother, time-spirit, world-history. Ein Gegenbeispiel ist „kindergarten“. Auch für das „hinterland“ hat man keinen Ersatz gefunden, so wenig wie für „ersatz“ selbst, den auch die Franzosen als „l'ersatz“ kennen. Er kam mit dem Ersten Weltkrieg über den Rhein.

Was meint ein Pole, wenn er von „fartuch“ spricht? Eine Schürze, eigentlich ein „Vortuch“. Auch ein „ratusz“ gibt es an der Weichsel, und gemeint ist das deutsche Rathaus, eine „hutta“ (Hütte), eine „dyszal“ (Deichsel) und eine „sznur“ (Schnur).

Einen „alpenstock“, wie man ihn für Bergwanderungen benutzte, kannten die Engländer, Franzosen, Italiener und Niederländer. Der „Rucksack“ ist im Englischen, Niederländischen, Schwedischen (Ryggsäck) und Französischen geläufig. Welcher Franzose wollte auch das umständliche „sac d'excursion à bandoulières porté sur le dos“ gebrauchen. Neuerdings hat man als Lehnübersetzung „sac à dos“ gefunden.

Das urdeutsche „Halt“ dient in einigen Sprachen als Bezeichnung für Haltestellen der Verkehrsmittel. Den vielen bei uns verwendeten Worten und Namen für Restaurants und Hotels (gleich zwei Fremdworte) steht immerhin der im Ausland verwendete „Ratskeller“ (Schwedisch: Radhuskällere) gegenüber. Der selbst ins Spanische eingedrungene „Kursaal“ hat in letzter Zeit dem italienischen „Casino“ Platz gemacht. Weitere Fremdwörter aus diesem Bereich von Schweden und England bis Portugal sind „kneippkur“, „water-cure“, „air-cure“, „sitz-bath“, „kurgast“, „kurkarte“, „kurdirektor“, „winterkurort“, „wintergast“ und — besonders schön — das englische „wanderlust“.

Es muß schlimm sein mit dieser Sucht, sich deutscher Wörter zu bedienen. Sie haben jenseits des Kanals wirklich und wahrhaftig eine „Society for Pure English“ gründen müssen.

Gerhard Weise

(Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der „Frankfurter Neuen Presse“)

Stefan Weidner

Wenn Kritiker fremdgehen

Von der Schwierigkeit, über orientalische Literatur zu schreiben

Sollte es nicht unmöglich sein, über das Fremde mit der gleichen Selbstverständlichkeit zu schreiben wie über das Eigene? Selbst wenn man dieses Fremde gut kennt, es bleibt ein Anderes, und man spricht, wenn man darüber spricht, immer von außen. Dies ist die Situation einer Literaturkritik, die sich anheischig macht, über die Literatur eines fremden Kulturkreises zu reden. Ihr Selbstwiderspruch besteht darin, über das Fremde in dem ritualisierten Gestus einer selbstverständlichen literarischen Praxis sprechen. Denn Bücher zu lesen, über sie zu schreiben, sie schließlich zu werten und zu empfehlen oder davon abzuraten, ist eine alltägliche journalistische Übung.

Die Rezensionen zu Büchern arabischer Autoren erscheinen auf denselben Seiten wie die Kritiken zu deutschen Neuerscheinungen, oft unterschiedslos nebeneinander. Für den Leser, der sich über die Neuerscheinungen informieren will, gibt es zwischen diesen Besprechungen keinen kategorialen Unterschied. Ebenso wenig für die Redakteure und vielleicht sogar für die Rezensenten. Denn sie sind mit den gleichen Auflagen bezüglich Umfang der Besprechung, Konventionen des Genres und Notwendigkeit zum Urteil konfrontiert. Die gleiche Herangehensweise also für einen Gegenstand, der scheinbar einen ganz anderen Zugang erfordert.

Die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen für die Besprechung eines deutschen oder amerikanischen Romans und eines arabischen oder japanischen sind leicht zu benennen. Zunächst sind die meisten arabischen Autoren, selbst solche, die in ihrer Heimat Berühmtheiten darstellen, in unseren Breiten unbekannt. Sieht man vielleicht vom ägyptischen Nobelpreisträger Nagib Machfus oder in westlichen Sprachen schreibenden Autoren wie Tahar Ben Jelloun oder Rafik Schami ab, müßte eine Vorstellung der Autoren einen größeren Platz einnehmen, will sich der Rezensent nicht gänzlich auf das Werk selbst beschränken. Dies ist jedoch nur ein kleines Manko, da jede Rezension von einem konkreten Werk redet, letztlich nur dieses beurteilen muß und ein Urteil in den meisten Fällen unabhängig von der Person des Autors vorgenommen werden kann. Eine nähere Vorstellung des Autors erfüllt eher ein Bedürfnis des Publikums als der Kritik selbst. In die eigentliche Beurteilung wird die Person des Autors nur insoweit hineinspielen, als sie die Fallhöhe indiziert: Ein mittelmäßiges oder schlechtes Buch von einem sehr berühmten Autor wird man unnachsichtiger behandeln als ein ebenfalls mittelmäßiges Erstlingswerk eines jüngeren, unbekannteren Autors.

Ungleich schwieriger wird es bei der Frage nach den autochthonen literarischen Traditionen und den konkreten gesellschaftlichen Hintergründen, die in einem Werk wirksam sind. Kann deren Kenntnis bei einem neuen deutschen Roman vorausgesetzt und muß nur kurz erwähnt werden, so sollten sie bei einem fremdkulturellen Werk näher erklärt werden. Damit beginnt das Problem aber erst. Denn für die Bewertung eines Buches dürfte weniger die Kenntnis von Traditionen und Hintergründen ausschlaggebend sein, als die Frage, ob der Leser oder Rezensent selber einen Bezug dazu hat, ob er in diesen Traditionen steht, ob sie ihm etwas sagen. Wo dies, wie bei einer Übersetzung aus einem anderen Kulturraum die Regel, nicht der Fall ist, hilft oft auch die beste Erklärung nichts. Witz oder Sarkasmus etwa

bei dem israelisch-palästinensischen Autor Emil Habibi kann ein Rezensent erklären und der Leser womöglich rational nachvollziehen – aber ob er auch lacht, wie es der Leser des Originals tut, ist eine ganz andere Frage. Oft hängt der Erfolg eines Werks genau davon ab, und in solchen Fällen, muß sich der Rezensent entscheiden, ob er sich auf die Seite des Originals stellt und zum Beispiel den Humor lobt oder auf die des Lesers (der Übersetzung) und auf den im Original vorhandenen Humor hinweist, aber deutlich macht, daß er im fremden kulturellen Umfeld wahrscheinlich kaum funktioniert. Kann aber dann das Werk noch empfehlenswert sein?

Nun wird die Frage, ob ausgerechnet der Humor funktioniert, bei den wenigsten Werken so ausschlaggebend sein wie Habibi. Eine entscheidendere Rolle spielen normalerweise Elemente, die sich weniger leicht und eindeutig bewerten lassen. So ist die Darstellung der weiblichen Hauptperson in dem Roman *Die blaue Aubergine* der jungen Ägypterin Miral Al-Tahawi für arabische Verhältnisse sehr gewagt. Er erzählt, mit zahlreichen erotischen Untertönen, die Loslösung einer Studentin aus dem Milieu der Islamisten, und wegen seiner (relativen) Freizügigkeit hat das Buch in Ägypten eine große Debatte ausgelöst. Liest man den Roman mit westlichen Augen, wird man sich hingegen darüber wundern, in welchen Rollenklischees die Protagonistin trotz ihrer vordergründigen Emanzipation von den Islamisten befangen bleibt. Da das Buch auch sprachlich einen romantischen Gestus pflegt, der stellenweise eher an Poesiealben als an moderne Literatur erinnert, wird es nicht gelingen, die Haltung der Hauptfigur als bloße Rollenprosa von der Gesamtdisposition des Buches zu unterscheiden. Für den Rezensenten stellt sich damit die alles entscheidende Frage, ob das Buch aufgrund des nachgewiesenen Muts der Autoren und ihrer für ägyptische Verhältnisse progressiven Haltung zu loben ist oder ob die Leser der Übersetzung nicht darauf hingewiesen sollten, daß die Qualitäten des Buches auf deutsch weniger literarischer Natur sind, als daß sie darauf beruhen, daß der Text einen intimen Einblick in die ägyptische Gesellschaft und die Gefühlswelt junger Frauen in diesem Land gibt (und sich damit übrigens deutlich vom ersten Werk al-Tahawi, *Das Zeit*, unterscheidet, welches vor allem literarische Qualitäten hat).

Hier wird ein weiterer Aspekt berührt, mit dem ein Rezensent gänzlich fremder Literatur konfrontiert ist, der aber für die Besprechung eines deutschen Werks in der Regel irrelevant ist. Wer nämlich fremde, in unserem Fall arabische Literatur liest, tut dies oft gar nicht aus primär literarischen Gründen, sondern weil er sich für die arabische Welt als solche interessiert. Während wir den amerikanischen Roman lesen, weil wir ein gut geschriebenes Buch lesen wollen, lesen wir die Araber eher, weil wir etwas über die arabische Welt erfahren möchten. »Literarische Spionage« hat der libanesische Dichter Abbas Beydoun dies einmal genannt. So negativ muß man es nicht sehen, denn hinter dem Interesse verbergen sich keine böswilligen Absichten, und tatsächlich bietet die arabische Literatur einen hervorragenden und denkbar intimen Einblick in die arabische Gesellschaft und die arabischen Seelenzustände. Wenn aber zahlreiche Leser gar keine primär literarischen Erwartungen an ein Buch stellen, was bedeutet das für die Beurteilung eines Buchs durch den Rezensenten?

Es kann wenig anderes bedeuten, als daß der inhaltliche Aspekt stärker in die Beurteilung hineinspielen sollte als der literarische. In dem Roman *Das Erbe* der Palästinenserin Sahar Khalifa erfährt man so viel über die Westbank und die Zerrissenheit der Palästinenser zwi-

schen Besetzung und PLO-Autokratie, daß man ihr den haarsträubenden Umgang mit der Erzählperspektive, den man keinem amerikanischen oder deutschen Anfänger durchgehen lassen würde, gerne verzeiht. Ärgerlicher sind dagegen zwei Romane des Libanesisen Elias Khoury. Die Geschichten, die Khoury in *Königreich der Fremdlinge* und *Der geheimnisvolle Brief* erzählt, sind denkbar konventionell, was keine Schande wäre, wenn sich Khoury damit begnügen würde. Aber er will zur literarischen Avantgarde zählen und jongliert ohne Notwendigkeit mit Erzählperspektiven, auktorialen Kommentaren und Sprachspielereien, so daß die Lektüre sinnlos erswert wird und der rein inhaltliche Gewinn, den man daraus ziehen könnte, darunter leidet. Darauf sollte in einer Rezension hingewiesen werden – denn empfiehlt sich nicht eher einer der souverän konventionellen Romane von Nagib Machfus?

In jedem Fall tut jeder Rezensent dieser Literatur gut daran, die inhaltliche und die formale Ebene zu differenzieren und je nachdem die Leistungen oder Schwächen des einen oder des anderen zu betonen. Im übrigen sollte man das Schießpulver des Lobes schon deswegen nicht allzu freizügig verschießen, damit man bei den Werken, die Inhalt und Form auf perfekte Weise zusammenführen, noch genug davon übrig hat. Denn tatsächlich gibt es das auch bei übersetzter Literatur aus fremden Kulturkreisen. Wer es nicht glaubt, lese Edwar al-Charrats *Die Steine des Bobello*, lese *Zeit der Nordwanderung* von Tadjib Salich oder *Der Hund des Odysseus* von Salim Bachi.

Zu den schwierigsten Aspekten für einen deutschen Kritiker orientalischer Literatur zählt die Bewertung der Übersetzungen, zumal für eine detaillierte und wirklich differenzierte Kritik meistens der Raum fehlt und eine solche für den Durchschnittsleser vermutlich gar nicht interessant ist. Man muß sich vor Augen halten, daß die Transpositionsleistung einer Übersetzung aus orientalischen Sprachen ungleich größer ist als aus westlichen. Während ein Anglizismus heute manchmal gar nicht mehr auffällt, sticht ein Arabismus sofort ins Auge. Mehrere Jahrhunderte übersetzerischer Praxis aus europäischen Sprachen stehen wenigen Jahrzehnten von Übersetzungen orientalischer Erzählkunst gegenüber. Jede um Fairneß bemühte Übersetzungskritik muß dies in Rechnung stellen. Derzeit herrscht unter den wenigen professionellen Übersetzern aus dem Arabischen die Philosophie maximaler Eindeutigkeit vor, also die Vermeidung jeder sprachlichen Auffälligkeit, was oft dazu führt, daß auffällige Stilmerkmale, die auch im Arabischen beabsichtigt sind, in der Übersetzung gar nicht mehr aufscheinen. So gesehen spiegelt die Übersetzung die Bevorzugung inhaltlicher vor den formalen Merkmalen durch die Mehrheit der Leser. Verfechter weniger zielsprachlich orientierter Übersetzungstheorien werden dies bedauern, aber es hat sich bewährt. Dies gilt umso mehr, als Übersetzer arabischer Literatur häufig mit dem Phänomen konfrontiert sind, sich mit einem schlecht oder gar nicht lektorierten Text auseinandersetzen zu müssen, wo zwischen dem Stilwillen zu einer ausgefallenen Formulierung und simpler sprachlicher Schlampe zuweilen nicht mehr unterschieden werden kann. Nur selten kommt es zu dem Idealfall, daß man für die Übersetzung den Originaltext selbst zusammen mit dem Autor noch einmal durchgehen kann, wie es bei dem im Herbst erscheinenden Roman des Irakers Najem Wali der Fall war, der im Vergleich zum Original in der Übersetzung mit Einverständnis des Autors um rund hundert Seiten gekürzt wurde – und dies eindeutig zum Gewinn nicht allein der Übersetzung!

Als Rezensent ist man daher mit dem seltsamen Phänomen konfrontiert, daß man sich oft über wenig diffe-

renzierte, dem Originaltext nicht voll und ganz gerecht werdende Übersetzungen ärgert; daß man aber aufgrund der genannten Umstände die Übersetzungen doch nicht kritisieren möchte, wenn sie nur solide gearbeitet sind und dem Leser keine Hürden in den Weg stellen. Deutliches Lob gebührt dann freilich den Fällen, wo die Übersetzung wirklich zu leuchten beginnt (etwa bei dem erwähnten *Die Steine des Bobello*).

Die beispielhaft genannten Schwierigkeiten bei der Rezension von Werken arabischer Literatur – oder fremder Literatur allgemein – lassen sich keiner allgemeingültigen Lösung zuführen. Jeder Rezensent wird für sich entscheiden müssen, ob er inhaltliche Aspekte eher würdigen will als formale, ob er die ideologische Wertung eines Romans, etwa beim Problem der Emanzipation, gemäß den Kriterien deutscher oder arabischer Leser vornehmen will. Zweifellos aber sollte er sich diese Entscheidungen bewußt machen und dem Leser die Möglichkeit geben, sie zu erkennen. Ein echtes Problem ergibt sich aber vor allem daraus, daß es im ganzen deutschsprachigen Raum kaum eine Handvoll Kritiker gibt, die regelmäßig und professionell orientalische Literatur besprechen; so daß zwangsläufig die Pluralität der Stimmen fehlt, die das individuelle Urteil und die jeweiligen Vorlieben eines Rezensenten relativiert, wie es bei Besprechungen zu Werken aus europäischen Sprachen geschieht. Zur Zeit erscheint immer noch jede Rezension zur orientalischen Literatur unfreiwillig wie das letzte und endgültige Wort zu einem Werk. Aber daran trägt nicht der einzelne Kritiker die Schuld.

Auch für die fremde, orientalische Literatur, auch für eine Literatur, die, weil sie noch zu wenig gelesen wird, Förderung und wohlwollende Betrachtung verdient, bedarf es der Rezensenten mit dem Mut zu einem eigenen, dezidierten Urteil, einem Urteil, das sich nicht scheut, das Fragwürdige und Problematische ebenso zu benennen wie das Gelungene. Nur dann wird es gelingen, die fremde, die arabische Literatur jenseits eines literaturkritischen Schutzreservats glaubhaft zu würdigen und an die Leser zu vermitteln. Was aber wäre der Vermittlung und des lesenden Nachvollzugs werter als die turbulenten Erfahrungen der arabischen Gegenwart und die zahlreichen alten und neuen Formen, mit denen diese Erfahrungen literarisch aufbewahrt werden?

Stefan Weidner lebt als Autor, Kritiker und Übersetzer in Köln. Von ihm ist neu erschienen: »Erlesener Orient. Ein Führer durch die Literaturen der islamischen Welt« (Edition Selene, Wien) und »Mohammedanische Versuche. Ein erzählter Essay« (Ammann Verlag, Zürich).

Vera Bischitzky

Ein Radioapparat, ein Buch und ein Glas Tee oder Wie ich dem Zauber von Anton Tschechow verfiel

Ende der sechziger Jahre – ich war damals vielleicht siebzehn Jahre alt – hörte ich eines Abends im Radio einen Bericht über die Zukunft. Visionen wurden da entwickelt, die mir ganz und gar nicht behagten. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir die wortreiche Beschreibung gewisser Transportbänder, von denen es hieß, der Mensch der Zukunft würde sich nicht mehr gehend durch die Städte bewegen, sondern sanft rollend auf mechanisch betriebenen Laufbändern von einem Ort zum anderen gleiten. Das gefiel mir nicht, denn ich ging sehr gern zu Fuß durch die Straßen; und daran hat sich bis heute nichts geändert. Noch viel weniger angetan war ich von der Aussicht auf sogenannte Übersetzungs-

roboter. Es hieß, fremde Sprachen zu erlernen werde sehr bald überflüssig sein. Die Zukunft halte Maschinen bereit, die das Übersetzen von einer Sprache in die andere übernehmen! Viele Menschen wird dies erfreut haben, für mich aber war es keine rosige Perspektive, hatte ich doch soeben beschlossen, nach dem Abitur ein Sprachenstudium zu beginnen. Würde mein künftiger Beruf überflüssig werden? Sollte ich meine Pläne umwerfen? Nein, das kam nicht in Frage. Ich beschloß, den Zukunftsphantasien zu mißtrauen und meine Vorhaben in die Tat umzusetzen, komme was da wolle. Heute, da wir bereits jenseits der magischen Jahrtausendgrenze stehen, gibt es zwar tatsächlich hie und da Transportbänder, auf Flughäfen etwa oder in unendlich großen Messehallen, die Städte aber durchstreifen wir glücklicherweise noch immer zu Fuß. Und Übersetzungscomputer produzieren meist einen Wortsalat, der niemandem mundet.

Ich ließ mich also nicht beirren und begann schon als Gymnasiastin, jede nur mögliche Gelegenheit zu ergreifen, mein Russisch zu erproben und auszubauen. Selbst so obskure Orte wie ein sowjetisches Panzerübungsgebiet samt dazugehörigem Schweinegatter mußten dafür herhalten ... Wer sich über diese seltsame Kombination wundern sollte, dem sei erklärt, daß die Sowjetarmee oftmals gleich an Ort und Stelle ihre Lebensmittel produzierte – auch Schweine. Und da ich im östlichen Berlin aufwuchs, in Karlshorst, jenem Teil der Stadt, der damals das Hauptquartier der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland beherbergte, hatte ich mehr als genug Gelegenheit, mein Schulrussisch auszuprobieren. Ich knüpfte Freundschaften mit den zum Schweinehüten abgestellten Soldaten und plauderte mit Nikolai aus Barnaul oder Mischa aus Moskau zwischen ihren im Schlamm stehenden Panzern – noch heute wundere ich mich über meine Tollkühnheit. Oder ich spazierte mit Puschkin-Verse zitierenden Jünglingen, Söhnen sowjetischer Offiziere, durch die nach Flieder und Jasmin duftenden Straßen ... Der Höhepunkt der Woche aber war der Mittwoch. Kinotag. Da begab ich mich mit klopfendem Herzen ins sowjetische »Haus der Offiziere«, einige wenige Minuten von meiner Wohnung entfernt. Ich ging allein in diese fremde, mich so sehr verlockende Welt und schaute mir im halbleeren Saal sowjetische Spielfilme an – bereits der Vorfilm, meist eine Dokumentation über die unendlichen Weiten Sibiriens, eine seltene Tierart oder sonstige Denkwürdigkeiten aus der Welt der Natur oder Wissenschaft, faszinierte mich. Es waren weniger die Bilder oder Worte – ich verstand ja nur einen Bruchteil der fremden Sprache – als vielmehr der Klang, die sonore, bisweilen ein wenig salbungsvolle Stimme des Sprechers, die mich in ihren Bann zog. Ich sog diesen Klang in mich auf und legte derart unbewußt einen Baustein für das, was ich später an der Universität als »Phonetik« kennenlernen sollte.

Zu Hause dann zog ich mich mit einem Tee, selbstverständlich im Glas serviert, das in einem silbernen, mit dem sowjetischen Sputnik verzierten Teegläseinsatz steckte, und einem Buch in mein Zimmer zurück. Daß es ein Buch von Turgenjew oder Gogol war (aus Vaters Bücherschrank), brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Oder ein Tschechow-Bändchen. Allerdings in deutscher Übersetzung, denn so weit reichten meine Sprachkenntnisse noch nicht, diese Autoren im Original lesen zu können. Und wie nicht anders zu erwarten – die Tschechow-Erzählungen hatten es mir besonders ange-tan. Ich las begierig Erzählung für Erzählung und reihte mich auf der Stelle ein in die Tschechow-Fraktion. Der russische Autor hatte mir ja schon längere Zeit kritisch durch seinen Kneifer über die Schulter geblickt, in Gestalt einer Postkarte an der Wand aus dem Druckkombi-

nat der Stadt Kalinin, die mir meine estnische Brieffreundin Silvi Koik in einem ihrer Briefe geschickt hatte. Auf der Rückseite stand vorsorglich in ihrer akkuraten Handschrift notiert »Dies ist der russische Autor A. P. Tschechow«. Vielleicht wollte er mir ja sein Unbehagen darüber signalisieren, daß ich bis dato noch immer nichts von ihm gelesen hatte!

Was ich da las, verstand ich allerdings nur bruchstückhaft, doch das war mir natürlich keineswegs bewußt. So erschien mir die Tschechowsche *Dame mit dem Hündchen* zwar recht interessant, über das Sujet aber wunderte ich mich – immerhin handelte es sich vordergründig um Ehebruch – und begriff mit meinen siebzehn, achtzehn Jahren keineswegs den tieferen Sinn dieses Textes. Dafür mußten sich erst diverse Schichten von Lebenserfahrung in meiner Seele ablagern! Wer hätte damals ahnen können, daß ich fünfunddreißig Jahre später diese und andere Erzählungen von Anton Pawlowitsch selbst aus dem Russischen übertragen würde ...

Eine Kuriosität jener Lesestunden ist mir noch gut in Erinnerung. Als ich Tschechows Erzählung *Die Braut* las (das Exemplar von 1968 liegt jetzt vor mir auf dem Schreibtisch), stolperte ich über eine Passage, die mir Kopferbrechen bereitete, zu seltsam kam mir das Gelesene vor: »Unten im Salon wurden die Lichter gelöscht, Sascha aber saß nach wie vor am Tisch und trank Tee. Er trank immer ausgiebig Tee, wie die Moskauer, an die sieben Gläser hintereinander.« Das überstieg mein Fassungsvermögen – sowohl im geistigen als auch im physischen Sinne ...

Inzwischen ist viel Wasser die Spree hinabgeflossen, Staaten sind von der Landkarte verschwunden, die russische Armee ist längst abgezogen ... Ich aber lese die Bücher jetzt nicht nur, sondern »produziere« sie mittlerweile auch selbst. Und habe heute eine Vorstellung von jenen ausgedehnten, müßigen Stunden, von denen in der russischen Literatur allenthalben die Rede ist. Auch trinke ich noch immer liebend gern Tee – zwar keine sieben Gläser, aber drei oder vier ganz sicher, manchmal in Gesellschaft vielleicht auch fünf ... Den sowjetischen, respektive russischen Filmen bin ich ebenfalls treu geblieben (es lebe die Erfindung des Videorecorders!) und verstehe nun wesentlich mehr als damals. Allen Unkenrufen der Radiojournalisten zum Trotz übersetze ich heute die Werke russischer Autoren – allerdings ganz ohne die prophezeiten »Übersetzungsroboter«, muß aber zugeben, daß der Computer mir das Schreiben und Überarbeiten der Texte sehr erleichtert.

Daß mir das Glück zufiel, viele jener Erzählungen von Anton Tschechow, die ich in meiner Jugend so begeistert verschlungen habe, heute neu übersetzen zu können, ist eine besonders schöne Wendung des Schicksals ...

Als mich eine Lesereise in diesem Sommer nach Badenweiler führte, jenen Kurort im Schwarzwald, in dem Anton Tschechow vor hundert Jahren erst vierundvierzigjährig starb, fielen mir meine Abenteuer zwischen Panzern und Schweinegattern wieder ein. Und jene frühe Lektüre der *Dame mit dem Hündchen*, deren Neuübersetzung ich im Kurfürstlichen Palais nun präsentierte, einige Schritte von jenem Ort entfernt, an dem Tschechow an einem heißen Julitag 1904 in der Kirche des Ortes aufgebahrt lag. Im bis auf den letzten Platz besetzten Saal herrschte atemlose Stille. Plötzlich sah ich, wie ein Mann in einer der vorderen Reihen zu weinen begann. Die Geschichte von Anna Sergejewna und Gurow hatte ihn wohl mitten ins Herz getroffen.

Ich war sehr berührt von dieser Reaktion, zeigte sie doch, daß Anton Pawlowitsch den Menschen so tief in die Seele geschaut hatte, daß sie auch nach hundert oder mehr Jahren noch immer seinem Wortzauber verfallen ...

Frank Heibert

Syntax to the max

Laudatio auf Jürgen Dormagen

We all know what syntax is, don't we? Syntax is the way words are linked to form sentences in texts that work. Syntax is, and this is just one of quite a few definitions out of the *Merriam-Webster's* dictionary, »the harmonious arrangement of parts or elements«. Syntax is the structure, the architecture, the backbone of texts, something that we somehow take for granted because it's rarely in the foreground. It's modest and absolute.

Now take the keywords of what I just said: link, texts that work, harmonious arrangement of elements, backbone, rarely in the foreground, modest ... Yes. We *can* replace syntax by editing. An editor of literature does exactly that: he makes literary texts work, he arranges – modestly and harmoniously, in the best of cases – elements such as authors, translators, publishers, agents and of course the literary texts in question, and he's never the cover girl, the front-page hero, the star in the limelight. Just like syntax. Except for tonight.

Tonight, we have the pleasure of honoring one of Germany's finest arrangers of elements, Jürgen Dormagen, with the 2004 Jane Scatcherd Award. Yes, it is a translators', not an editors', award (I don't think there are any), and yes, Jürgen Dormagen has also translated a few books (I'll come back to that), but nevertheless: tonight's prizewinner IS an editor of translated literature, and firstly, I'd like to congratulate the jury for its decision.

Jürgen Dormagen has been a literary editor for 26 years; at first he worked for the publisher Klett-Cotta where he looked after German authors and their works. Since 1984, Jürgen Dormagen has been with the prestigious publishing house Suhrkamp – in fact, only a few days ago he celebrated his 20 years there. He is responsible for their whole literary program from the Iberian Peninsula and Latin America. There are many big names on his shelf (and here, I'm being really unfair – I'll only mention some of the authors, not their translators, for lack of time): Alejo Carpentier, Júlio Cortázar, Mario Vargas Llosa, Augusto Roa Bastos, Juan Benet, Octávio Paz, Juan Goytisolo, Lídia Jorge, Euclides da Cunha, plus bestselling authors like Isabel Allende and Carlos Ruíz Zafón. And these are just the Hispanic and Portuguese names – there'd be a few French, Italian and American ones to add. Over the years, Jürgen Dormagen has created the syntax, as it were, of a literary macro-text and allowed German readers to discover many new worlds.

But all this wouldn't have worked without the translators. Work with translators and on translations needs its own very specific syntax, too, and Jürgen Dormagen is renowned for his long-term relationships with translators (he happens to be married to one, Adelheid Dormagen), he is renowned for his high quality demands – and his openness and respect when he feels those demands are being (or might be) met. I could quote lots of second-hand-information about his professional inter-

action with translators, but I don't have to. I'm a literary translator myself. And I'll never forget how *we* met, back in 1985 when I was just a beginner and trying to get a foot in the door. My Portuguese back then was even less seasoned than I was, but I wrote to him and suggested a few as yet untranslated big names, nothing that was in the least original, and had I been less naive, I wouldn't have dared to disclose my aspirations to translate these books. With fine elegance, he complimented my literary taste and discreetly pointed out that Suhrkamp did indeed share those good ideas and was planning to publish most of those works (using more experienced translators, needless to say). One of those novels, *Sinais de fogo* by Jorge de Sena, came out exactly ten years later; ten years and several translators later, who for various reasons couldn't do it. This became one of OUR great projects together. He gave me an advance of respect early on, and the highly differentiated, subtle and concentrated work we did together on »Signs of Fire«, this truly difficult Portuguese novel with its three-dimensional, yes, syntax ... was more than memorable.

You think I'm beating my little leitmotiv to death? Syntax to the max? Watch me. There's more. I'll tell you an anecdote which he hasn't yet heard himself. I don't know how many of you have ever spoken to Jürgen Dormagen on the phone; if you have, you know what I mean when I confess that regularly, before a phone call with him, I was betting against myself about whether he would bring his highly complex sentences to a happy ending, whether all the final verbs of his German sub-clauses would show up and fit or whether the ambitious verbal construction he had started would eventually crumble. And guess what – in 90% of the cases he won! A true man of syntax.

I haven't talked about Jürgen Dormagen as a translator yet. This, obviously, goes beyond the art of syntax. Translators take a typical delight in words, and so does Jürgen Dormagen. Maybe that's even true for all editors – I'm ready to admit that syntax isn't everything; just in case you were starting to wonder. But translators and editors delight in words differently. Think »mother« versus »midwife«. When Jürgen Dormagen translates, it all comes together. His main author is the Argentinian Juan Carlos Onetti, a writer who combines artful and surprising narratives with complex sentences that I'd call »classical with a twist«. The choice of words, of semantic layers, explores the subtleties of meaningful details rather than making huge muscular brushstrokes for a big picture. Onetti is modest and absolute. And so is his translator who, with all of his expertise plus his delight in words, produces texts which read as if they were a German original, and yet, with their tone and style, they capture the substance of another culture. These are the translations of a literature lover, well-versed and courageous, disciplined and generous.

In other words: Be it someone else's or his own, this guy knows what makes a translation a good one. He knows it very well. And that deserves him this year's Jane Scatcherd Award.

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)
in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Potsdamer Platz 10, 10785 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 100 10 111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: ver.di Hausdruckerei Landesbezirk Baden-Württemberg

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.